



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seraphim, Ernst: Bismarck und Garibaldi

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

eine ungarische sein würde. Die zur Vermeidung dieser Entwicklung notwendige Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs wird aber wesentlich dadurch erschwert, daß einerseits Österreich bessere wirtschaftliche Bedingungen als bisher oder wenigstens die loyale Einhaltung der Vereinbarungen von Ungarn fordert, andererseits Ungarn aber den wirtschaftlichen Ausgleich nur unter Bedingungen und in Formen erneuern will, die die Forderungen Österreichs nicht genügend berücksichtigen, aber auch nicht die geringste Gewähr dagegen bieten, daß dieser Ausgleich nur die letzte Stufe zur Trennung der beiden Reichshälften sei, die Krone aber mit gutem Grunde gerade durch diesen Ausgleich eine Sicherung und Verstärkung der Realunion erzielen will.

Wenn man sich erinnert, daß der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand in der letzten Zeit in Ungarn der Gegenstand wiederholter, heftiger Angriffe war, die deutlich verraten, daß man in Pest von dem künftigen König einen sehr kräftigen Widerstand gegen alle über die dualistische Verfassung von 1867 hinausgehenden Unabhängigkeitsbestrebungen erwartet, dann wird auch die ganz besondere Hartnäckigkeit begreiflich, mit der man in den leitenden Kreisen Ungarns darauf besteht, so rasch als möglich alle Voraussetzungen für die Restaurierung der Verfassung von 1847 zu schaffen. Wer in diesem höchst politischen Kampfe schließlich Sieger bleiben wird, läßt sich heute noch nicht sagen, wenn auch Herr von Szell in dem österreichischen Ministerpräsidenten Dr. Koerber der bedeutendste Staatsmann gegenübersteht, den das konstitutionelle Österreich hervorgebracht hat. Jedenfalls wird es eine schicksalschwere Stunde für die österreichisch-ungarische Monarchie sein, in der die Entscheidung über die Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs fallen wird, denn sie wird nicht nur für die Gestaltung der wirtschaftlichen, sondern auch für die der politischen und der staatsrechtlichen Beziehungen zwischen beiden Reichshälften und damit auch für die künftige internationale Stellung des Habsburgerreiches ausschlaggebend sein.

Wien

Julius Pazelt



Bismarck und Garibaldi



Erstauulich schnell wird durch die Memoirenliteratur, an der wir gerade heute so reich sind, die Kenntnis der Geschichte unsrer Tage aufgeschlossen. Entschlüsse und Pläne, die zwanzig bis dreißig Jahre zurück gefaßt und ausgeführt wurden und nach den Gepflogenheiten diplomatischer Rücksichten früher ein Jahrhundert und mehr ein Geheimnis blieben, werden heute durch die Aufzeichnungen von Zeitgenossen enthüllt. Wir erinnern nur an die Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges durch die Memoiren des Königs von Rumänien und durch französische Papiere.

Eine interessante Episode, die in die Geschichte der preußisch-italienischen

Beziehungen gehört, wird uns durch den kürzlich erschienenen achten Band der Tagebuchblätter Theodor von Bernhardis aus den Jahren 1867 bis 1869, die den Titel führen: Zwischen zwei Kriegen (Verlag von S. Hirzel in Leipzig), aufgedeckt. Sie betrifft Garibaldi und Bismarck und im weitern Sinne Preußen. Von ihr soll hier die Rede sein.

Für Italien hatte der mit Preußen gemeinsam geführte Krieg gegen Österreich trotz der Niederlagen doch einen bedeutenden territorialen Gewinn gebracht. Dank Preußens herrlichen Siegen wurde im Prager Frieden dem jungen Königreich Venetien zugesichert und zwei Monate später im Wiener Frieden abgetreten. Doch wurden in Italien die Verhältnisse nach dem Kriege sehr mißlich. Die finanzielle Lage war alles andre als günstig, der Widerstand der Klerikalen gegen den neuen italienischen Staat groß, in dem Parlament wie in der Umgebung des höchst unzuverlässigen Königs Viktor Emanuel wurden die Parteien kaum überbrückbar. Die Piemontesen, die Conforteria, waren bestrebt, die übrigen Italiener möglichst von allem Einfluß entfernt zu halten, was zu einer raschen Erkaltung von Nord-, Mittel- und Süditalien führte. Als ein Krebsgeschaden stellte sich ferner die Unzuverlässigkeit der Beamten heraus, die, da nicht Tüchtigkeit, sondern liberale „Gefinnungstüchtigkeit“ entschied, zu einer grenzenlosen Korruption führte. In den höchsten Kreisen sah es nicht weniger unerquicklich aus. Die piemontesische Partei neigte zu Frankreich, das La Marmora und Rattazzi durch Geld und Drohungen zu fast unbedingten Parteigängern gemacht hatte. Der König, der Napoleon III. leidenschaftlich haßte, wagte doch nicht, sich Frankreich ernsthaft entgegenzustellen, obwohl er klar erkannte, daß das Ziel der italienischen Patrioten, die Gewinnung des Kirchenstaats und Roms, nur in direktem Gegensatz zu Napoleon erreicht werden konnte, da Frankreich als katholische Schutzmacht einen Angriff auf Rom und den Kirchenstaat als *casus belli* betrachtete. Die römische Frage war von 1867 bis 1870 aber das A und O der gesamten italienischen Politik. Leidenschaftlich forderten die „Patrioten“ Rom als den Schlüsselstein des einigen Italiens. Es waren meist Personen von radikaler politischer Gesinnung, Republikaner oder Radikale, die das monarchische Prinzip als zur Zeit unvermeidliches Übel betrachteten, Männer, die für die Schwierigkeiten der Lage kein Verständnis zeigten und in großer Überschätzung ihrer Kraft durch rücksichtsloses Vorwärtstürmen den gordischen Knoten zu lösen sich berufen glaubten.

Ihr Prototyp war Garibaldi, der ein gewaltiges Ansehen bei den Jungen hatte, dem Könige verhaßt, der Conforteria überaus unbequem war. Crispi hatte damals schon in ruhigere Bahnen eingelenkt. Bei der italienischen Regierung war es neben der Furcht, sich durch zu große Nachgiebigkeit gegenüber den nationalen Forderungen mit Frankreich zu überwerfen, vor allem die Frage, wie ein Ausgleich mit dem Papst erreicht werden könnte, die ihr am Herzen lag. Die radikalen Stürmer, die nicht davor zurückschreckten, durch Putsche und Vorbereitungen zu einem allgemeinen Aufstande, der die Dynastie beseitigen sollte, die Regierung zu bestimmen, hatten in ihrer Feindschaft gegen das Papsttum kein Auge für den gewaltigen Anhang, über den der Vatikan in ganz Italien gebot, wie über die auf Tradition und materieller Grundlage

beruhenden zentrifugalen Bestrebungen in Italien. Man muß zugeben, daß die Regierung die schweren Gefahren, die dem jungen Königreich aus einem in Permanenz erklärten Konflikt mit dem Papsttum erwachsen mußten — der offenen Wunde, an der Italien noch heute krankt —, klar erkannte. Wie freilich eine Ausgleichung der Einheitsstendenzen mit den auf historischer Basis begründeten, im Bewußtsein der Katholiken wurzelnden Ansprüchen des Papstes herbeizuführen wäre, darüber sind sich die Staatsmänner Viktor Emanuels ebenso unklar gewesen wie die heutigen Leiter der Geschichte Italiens.

Viktor Emanuel persönlich hat an dem Konflikt schwer gelitten. Da ist denn immer wieder der Gedanke aufgetaucht, durch einen Staatsstreich das unbequeme Parlament aufzulösen und auf absolutistischer Grundlage mit dem Papst abzuschließen. Viktor Emanuel hat in diesem Sinne sogar die bedeutendsten Generale der Armee sondieren lassen, aber nur einer — Menabrea — soll sich bereit erklärt haben, die Hand dazu zu bieten. Pläne sind aufgetaucht, sich mit dem Kirchenstaat zu begnügen ohne Rom, oder aber sich vom Papst zum Vicario della Santissima Chiesa auch im Kirchenstaat ernennen zu lassen, wie frühere Päpste einst Karl den Großen dazu ernannt hatten. Der Papst scheint dem Plane nicht abgeneigt gewesen zu sein. Er soll Viktor Emanuel in Rom haben krönen wollen, aber nur unter zwei Bedingungen: wenn der König die „atheistische“ Verfassung abschaffe und den Fortbestand sämtlicher geistlicher Institutionen, d. h. sämtlicher Bischofsitze und Seminarien und aller noch bestehenden Klöster verbürge. Über die letzte Proposition hätte man mit den italienischen Staatsmännern reden können, falls die Kirche für die Klöster eine tüchtige Summe gezahlt hätte, mit denen man den zerrütteten Staatsfinanzen hätte aufhelfen können.

Für Preußen waren diese Verhältnisse sehr bedeutsam. Se sichrer König Wilhelm, Bismarck und Moltke und mit ihnen alle Einsichtigen den baldigen Ausbruch des Kriegs mit Frankreich voraussahen, wo Napoleon sich nur durch einen auswärtigen Konflikt zu behaupten hoffen konnte, desto wichtiger mußte für Preußen die Haltung Italiens in diesem Kriege sein. Obwohl Italien nur der Schlacht bei Königgrätz Venetien verdankte, so war doch die Hinneigung zu Frankreich in den Kreisen der Consorteria sehr stark, und bei dem König das Gefühl der politischen Dankbarkeit für Preußen schwach genug. Nur in den liberalen Kreisen hegte man aufrichtige Zuneigung zu dem eine gleiche geschichtliche Entwicklung aufweisenden Preußen. Und alle die Leute, die erkannten, daß Rom nur im Konflikt mit Frankreich gewonnen werden konnte, mußten in dem engen Anschluß an Preußen das Heil Italiens sehen. Wie groß das Interesse Preußens an den italienischen Verhältnissen war, ergibt sich daraus, daß Th. von Bernhardi, der den Krieg 1866 im italienischen Hauptquartier als preußischer Bevollmächtigter mitgemacht hatte, 1867 abermals nach Florenz geschickt wurde, der Form nach als militärischer Vertreter Preußens, in Wirklichkeit aber, um zuverlässige Nachrichten über die politische Lage Italiens zu schaffen, die sich aus den Berichten des preußischen Gesandten Grafen Usedom nicht mit der dem Auswärtigen Amt wünschenswerten Klarheit ergab.

Es war am 6. September 1867, als in der preußischen Gesandtschaft zu

Florenz ein Feldjäger aus Berlin anlangte, der u. a. einen Brief des preußischen Premiers, des Grafen Otto von Bismarck an Bernhardi enthielt. Er lautete:

„Berlin, 28. August 1867. Ganz geheim. Vor einigen Tagen präsentierte sich mir eine unter dem Namen eines Herrn von Thugut reisende Persönlichkeit, welche sich durch einen an mich gerichteten französischen Brief des Generals Garibaldi vom 9. d. M. als einen Oberstleutnant Chevalier Friggessi introduzierte und mit Aufträgen des gedachten Generals versehen zu sein behauptete. Diese Aufträge gingen dahin, meine und der preußischen Regierung geheime Unterstützung für die Absichten Garibaldis auf Rom nachzusuchen und mich zugleich zu versichern, daß General Garibaldi niemals zustimmen werde, daß Italien an der Seite Frankreichs gegen Preußen kämpfe. Der General wisse, daß das italienische Gouvernement den Franzosen für den Fall eines Krieges gegen Preußen die Mitwirkung einer Armee von 100 000 Mann bereits zugesagt habe, und daß der Preis dieses unnatürlichen Verrats an seinem Bundesgenossen aus dem Jahre 1866 der Besitz von Rom sein solle. Er, Garibaldi, werde aber die Ausführung dieses Vertrags verhindern können, wenn er auf dem Wege nationaler Erhebung Rom für Italien gewinne, dadurch den Zweck des Bündnisses vereitle und eine antifranzösische Diverſion mache.

Abgesehen von der delikateten und zweifelhaften Natur der Angelegenheit überhaupt, standen mir auch gar keine Mittel zu Gebote, um die Authentizität des Schreibens und der Beziehungen der fraglichen Persönlichkeit zu prüfen. Die von letzterem als die Äußerung des Generals wiedergegebenen Worte entsprechen allerdings dem bekannten Charakter desselben; es liegt aber auch der Gedanke nicht fern, daß das Ganze eine von französischer oder österreichischer Seite gestellte Falle sei, um uns gegenüber der italienischen Regierung zu kompromittieren. Diese Befürchtung lag um so näher, als in den öffentlichen Blättern, z. B. in der dem französischen Interesse dienenden »Stalie« vom 6. August bereits Insinuationen sich finden, daß Preußen die Pläne Garibaldis und der Aktionspartei begünstige und unterstütze.

Sch habe mich deshalb dem angeblichen Garibaldischen Abgesandten gegenüber auf allgemeine Äußerungen der Sympathie für die italienische Nationalſache beschränkt und ihm zugleich bemerkt, daß wir bis jetzt keine Veranlassung hätten, an den guten und aufrichtigen Gesinnungen der italienischen Regierung gegen Preußen zu zweifeln oder an das angeblich bereits mit Frankreich gegen uns geschlossene Bündnis zu glauben. Ebenso habe ich ihn auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welche ein Vorgehen der Aktionspartei ohne die gesicherte Billigung der italienischen Regierung haben müsse.

Es würde mir aber angenehm sein, wenn E. S. durch Ihre persönlichen Verbindungen in einer ganz unauffälligen Weise herausbringen könnten, ob der Chevalier Friggessi in der That zu den Vertrauten Garibaldis gehört und mit einem solchen Schreiben und den gedachten Aufträgen von ihm versehen worden ist.

Wenn E. S. ohne Gefahr der Kompromittierung zu direktem Verkehre mit Garibaldi oder den einflußreichsten Personen seiner Umgebung Gelegenheit haben, so wünsche ich, daß mündlich demselben mitgeteilt werde, daß die

absolute Unbekanntschaft mit der Person, die mir als Vertreter Garibaldis gegenübertrat, sowie mit der angeblichen Handschrift des Generals mir vorsichtige Zurückhaltung auferlegt hat.

Bismarck.“

Für Bernhardi war die größte Vorsicht geboten. Schon das Gerücht, er wolle nach Siena reisen, wo sich einer Version zufolge Garibaldi aufhalten sollte, führte zu unliebsamem Gerede. So redete der österreichische Gesandte einen Bekannten auf der Straße mit den Worten an: „Bernhardi ist in Siena und pantscht mit Garibaldi,“ und im Auftrage des Premiers Rattazzi erschien am 15. September der Minister Barbolani bei Bernhardi, um ihn Garibaldis wegen auszuholen.

Er erklärte im Gespräch, die italienische Regierung sei informiert, daß Bernhardi „Millionen“ (!) von seiner Regierung zur Verfügung gestellt worden seien, um die Garibaldianische Bewegung zu fördern und auf Rom zu leiten. Bernhardi, der sich in vorsichtiges Schweigen hüllte, hatte unterdessen mit einem der Häupter der Aktionspartei, dem einundsiebzigjährigen Marquis Giorgio Pallavicini, dessen schöne und in nationalem Idealismus aufgehende Frau er schon früher kennen und schätzen gelernt hatte, Beziehungen angeknüpft, um mit Garibaldi zusammenzukommen. Pallavicini hatte die fünfzehn besten Jahre seines Lebens vom siebenundzwanzigsten bis zweiundvierzigsten Jahre seiner politischen Überzeugungen wegen in den Kasematten des Spielbergs zugebracht, aber im Kampf für seine Ideen war er nicht müde geworden.

Am 19. September suchte ihn Bernhardi auf seiner im Mailändischen liegenden Villa Codogno auf, wo Garibaldi, aus Genf zurückkehrend, Rast gemacht hatte. Der Marquis bestätigte Bernhardi die Identität Thuguts mit Frigyesy, der von Garibaldi in der That nach Berlin geschickt worden sei, um Bismarck von dem Stande der Dinge hier in Italien in Kenntnis zu setzen; um zu sagen, daß das Königtum hierzulande zu Grunde gehe, wenn die Dinge in der gegenwärtigen Weise fortgeführt würden, daß Italien der Revolution, der Anarchie verfallend, daß sich unter Rattazzis Herrschaft Italien gegen einige Konzessionen in Bezug auf Rom in dem bevorstehenden Konflikt zwischen Frankreich und Preußen unfehlbar Frankreich und seinem Beherrscher anschließen werde, ja daß das Bündnis zwischen Frankreich und Italien schon geschlossen sei — daß das einzige Mittel, der Ausführung dieser Pläne und allem Unheil zuvorzukommen, darin liege, daß sich die Aktionspartei durch eine kühne That in den Besitz von Rom setze, dadurch das Ministerium Rattazzi stürze und ein Ministerium aus ihrer Mitte an die Spitze der Regierung bringe. Preußen, das alle Patrioten als ihren Freund ansähen, müsse sie moralisch unterstützen oder durch eine diplomatische Aktion, nötigenfalls sogar durch irgend eine Demonstration eine neue französische Expedition nach Rom abwehren und fernhalten. Die preußische Regierung würde ferner gut thun, wenn sie eine große Zeitung ihren Interessen dienstbar mache, wie Frankreich das längst thue.

In betreff Garibaldis wies ihn der Marquis an seine nach Florenz zurückgekehrte Gemahlin, die Marchesa, die Bernhardi im Hotel de Turin schon am

folgenden Tage aussuchte. Von ihr erfuhr er, daß Garibaldi in der Stadt sei und übermorgen, um den Aufruhr losbrechen zu lassen, nach Arezzo abreisen werde. Es mangle aber an Geld. „Die wenigen großherzigen Patrioten, die es in Italien giebt, haben seit 1848 so viel hergegeben, daß sie jetzt fast ruiniert sind und nichts mehr geben können. Die Gefinnungslosen dagegen, die alles gelassen mit angesehen haben, sind jetzt vorzugsweise die reichen Leute im Lande, geben aber jetzt so wenig als früher.“ „Wenn man doch, schloß die schöne Frau, von Preußen eine Unterstützung an Geld bekommen könnte. Nur eine Summe, die für Preußen eine Kleinigkeit wäre!“ Bernhardi antwortete, daß bei der Loyalität der preussischen Regierung darauf nicht zu hoffen sei. Bismarck werde auf eine solche Anfrage immer antworten, er könne, da die gegenwärtige italienische Regierung bis jetzt, was auch ihre Absichten sein mögen, doch nichts gegen Preußen gethan habe und mit Preußen befreundet sei, unmöglich eine Bewegung unterstützen, die wesentlich, wenn auch nicht unmittelbar gegen die italienische Regierung, doch gegen ihre Intentionen gerichtet sei. Die Marchesa versprach ihrerseits alles zu thun, um Bernhardi mit Garibaldi persönlich zusammenzubringen. Noch am Abend desselben Tages sandte sie den Sizilianer Francesco Falsone, einen ihr ergebenen Advokaten, zu ihm, der mit Bernhardi die Zusammenkunft verabredete.

Am folgenden Tage, um halb neun Uhr fand er sich auf der Piazza Pitti ein, dort wo vom Ponte vecchio die Rampe beginnt. Gleich nach ihm traf Falsone ein, ein Mann, der unter dem bourbonischen Regiment auf bloßen Verdacht hin drei Jahre im Gefängnis gesessen hatte und neben 3000 andern, meist den bessern Ständen angehörenden Gefangnen durch Garibaldi aus dem Kerker von Palermo befreit worden war. Seitdem folgte er ihm in nicht wankender Treue. Gemeinsam gingen beide zur Porta Romana hinaus zu einem Hause, wo ein Deputierter der äußersten Linken, Greco, wohnte. Doch lassen wir Bernhardi selbst das Wort, der in ungemein lebhafter Weise also erzählt: „Dem Herrn Greco ist gesagt worden, Garibaldi werde bei ihm eine geheimnisvolle Zusammenkunft mit einem der Fuorusciti, der italienischen politischen Flüchtlinge haben, und man hat ihm hoch und heilig versichern müssen, nicht mit Mazzini; den hätte er um jeden Preis sehen wollen! Falsone hatte den Schlüssel zu einer Seitenthür des Hauses in der Tasche; er zündete ein Streichwachskerzchen an, so leuchteten wir uns selbst die schmale dunkle Hintertreppe bis zum zweiten Stockwerk hinan und gingen in ein durch zwei Wachskerzen erleuchtetes leeres Zimmer. Nach einiger Zeit kam Garibaldi an; er war mit der Marchesa Pallavicini spazieren gefahren und zwar zum andern Ende der Stadt zur Porta San Gallo hinaus und dann weit durch das Land. Er fuhr natürlich an einer andern Seite des Hauses vor, kam eine andre Treppe herauf und trat durch eine andre Thür in das Zimmer. Er ist eigentlich ein schöner Mann; sieht sehr gutmütig aus und war in seine bekannte gewöhnliche Tracht gekleidet: in das rote Hemd mit dem über die Brust gefalteten Plaid darüber.“

Wir setzten uns an das Tischchen in der Mitte des Zimmers. Ich fragte zunächst, was ihm Frigyesy aus Berlin gemeldet hat, verglich, was er davon

sagte, mit Bismarcks Brief, den ich bei mir hatte, und überzeugte mich, daß sein Sendbote der Wahrheit gemäß berichtet hatte. Ich sagte ihm darauf, was mir Bismarck aufgetragen hat . . . und fügte dann hinzu, hiermit sei nun mein Auftrag erschöpft; wenn er mir seinerseits etwas zu sagen habe, könne ich allerdings schweigend anhören — ich könne auch, wenn er es wünsche, meiner Regierung darüber berichten, aber ich habe ihm keine Antwort darauf zu geben. Garibaldi zauderte etwas, wußte vielleicht im ersten Augenblick nicht recht, was er mir sagen sollte, so schien es mir wenigstens, kam aber dann doch in das Reden, wie ich gehofft hatte, und zeigte sich mir in einem unerwarteten Licht. Er verriet eine Art und einen Grad der Bildung, die ich bei dem alten Seemann nicht vorausgesetzt hatte — eine rhetorische Bildung, die er nicht lediglich der Gewohnheit, öffentlich zu sprechen, verdanken kann. Diese Gewohnheit hat freilich auch ihren Einfluß geübt; Garibaldi scheint eigentlich nie zu sprechen; er hält immer Reden, drückt sich immer gewählt und rednerisch aus. Er sagte, er allein sei die einzige legitime Obrigkeit Roms, und niemand sonst, denn er sei 1849 durch allgemeine Abstimmung vom römischen Volk zum Anführer und Oberhaupt der Stadt erwählt worden. Er allein habe das Recht, im Namen des römischen Volkes zu sprechen und zu handeln. Die päpstliche Regierung dagegen sei einfach eine Usurpation; sie sei lediglich durch unberechtigte Gewalt, durch fremde Bajonette zurückgekehrt und werde lediglich durch Gewalt, durch fremde Bajonette aufrecht erhalten. Es sei in jeder Beziehung notwendig, daß er sich Rom bemächtige; Stalien müsse sich von Frankreich frei machen und sein Heil in einem engen Anschluß an Preußen suchen. Die Regierung dagegen wolle Rom oder vielmehr das römische Gebiet vermöge eines Einvernehmens mit Frankreich gewinnen, stehe im Bunde mit Frankreich und sei jedenfalls bereit, sich für einen solchen Preis, für Konzessionen in Beziehung auf Rom der Macht Frankreichs in einem Kriege gegen Preußen anzuschließen, gegen Preußen, das sich so loyal erwiesen und so ritterlich — *così cavallerescamente* — Venetien für Stalien erobert habe, während Frankreich sich seine Hilfe habe sehr teuer bezahlen lassen! Das wäre eine That des schmachvollsten Undankes; aber er allein könne sie verhindern, indem er sich zum Herrn von Rom mache und die Pläne der Regierung durchkreuze. Auch gehe sein Plan weiter als der der Regierung; diese wolle nur die weltliche Macht des Papstes beseitigen: sein Unternehmen sei nicht bloß gegen die weltliche, sondern auch gegen die geistliche Macht des Papstes gerichtet; die wolle er vernichten. Sie sei ein noch viel größeres Übel als die weltliche Macht und müsse vor allen Dingen gestürzt werden, wenn Stalien sich je erheben solle. Sein Beginnen entspreche ganz den Interessen Preußens und müsse daher der preussischen Regierung erwünscht sein; er rechne auf ihre Sympathien. Ich erwartete fast, er würde von Unterstützung und Geld reden, er that es aber nicht; es scheint nicht in seiner Art zu sein.“

Nachdem ihn Bernhardi in allgemeinen Worten der Sympathie versichert hatte, schied man mit einem Händedruck. „Wenn wir uns anderswo treffen,“ sagte Bernhardi — und Garibaldi ergänzte: *Non ci conosciamo.*

Dem Preußen fiel das Eigentümliche des italienischen Freiheitskämpfers

stark auf: nicht ohne Verstand und Feinheit des Geistes machte er auf ihn den Eindruck eines Unmündigen, dem das Organ für das, was man Erfahrung nennt, völlig fehlt. Bernhardi durchschaute deshalb auch das Thörichte einer Aktion, bei der es am wichtigsten, am Gelde, so sehr fehlte, daß Garibaldi bei seiner Abreise am 22. September, buchstäblich, bevor er in den Eisenbahnwagen stieg, seinem Freunde gestand, daß er absolut kein Geld habe. Beide Hände der Marchesa ergreifend, bat er: *Ma, curate di procurar fondi!* Die Marchesa war tief betroffen, für so unmündig hätte sie ihren Freund doch nicht gehalten. Mit doppelter Energie kam sie deshalb darauf zurück, Preußen müsse finanziell helfen, oder Geld wenigstens vorschießen. Bernhardi konnte sich nur in derselben Weise wie früher ablehnend äußern, er müsse jede Vermittlung ablehnen, der einzige Ausweg sei, daß der Marquis Pallavicini selbst nach Berlin reise und mit Bismarck konferiere. Doch die Ereignisse spielten sich schneller ab, als die Beteiligten damals vermuteten.

Am 23. September erfuhr Bernhardi bei Falsone von der Marchesa, daß Frigyesy soeben verhaftet sei, und man bei ihm viele kompromittierende Papiere gefunden habe. Der Marquis oder, falls er leidend sei, sie, die Marchesa, seien entschlossen, sofort nach Berlin zu reisen. Doch schon am folgende Tage brach das Gebäude wie ein Kartenhaus zusammen: Garibaldi war in der Nacht zu Alfalunga auf Befehl der italienischen Regierung verhaftet und nach Alessandria gebracht worden. Seine Parteigenossen waren völlig konsterniert — darauf war keiner gefaßt gewesen. Die Erregung im Volke nahm dann aber bald gefahrdrohende Dimensionen an, und Rattazzi blieb nichts übrig, als Garibaldi freizugeben und nur dafür zu sorgen, daß er auf seine Insel Caprera zurückkehrte. Damit war freilich das Signal zu erneuter Agitation durch das Aktionskomitee gegeben, denn daß Garibaldi auf Caprera nicht bleiben würde, war sicher. Andererseits war es Rattazzi gelungen, einen Teil der Liberalen unter Crispi von Garibaldi abzutrennen. Bernhardi, dem alles daran lag, daß Bismarck schleunigst von der wahren Sachlage unterrichtet würde, einen Brief durch die Post zu schicken aber Bedenken trug, schrieb am 29. September in Chiffren an die Marchesa, sie solle ihren Mann bewegen, nach Berlin zu reisen. Am folgenden Tage teilte ihm Falsone mit, sie selbst werde die Reise unternehmen. Doch auch daraus wurde nichts. Das Aktionskomitee beschloß Anfang Oktober den Ausbruch eines Aufstandes in Rom, und Pallavicini, der im Grunde seines Herzens doch auf finanzielle Beihilfe aus Berlin rechnete, entschloß sich, in Florenz zu bleiben und sich brieflich an Bismarck zu wenden. Am 13. Oktober übergab er Bernhardi ein Schreiben an Bismarck, das der preußische Kurier nach Berlin bringen sollte. Noch einmal schien den Patrioten das Glück zu lächeln. Garibaldi entfloh aus Caprera, am 19. Oktober abends traf er in Florenz ein und bewirkte den Sturz des Kabinetts Rattazzi. Niemand wagte ihn anzutasten, und Pallavicini prophezeite: In einem Monat haben wir ein Ministerium aus der Aktionspartei oder eine Revolution. Da handelte Frankreich: zum Schutze des Papstes landete es in Civita vecchia Truppen, italienische Truppen überschritten nun gleichfalls gemäß der französisch-italienischen Konvention die Grenze des Kirchenstaats, und der Garibaldische

Einfall scheiterte. Nachdem der Putzsch in Rom völlig zu Boden gefallen war, wurde Garibaldi am 3. November bei Mentana von französischen und päpstlichen Streitkräften angegriffen, total geschlagen und nach der Rückkehr über die Grenze gefangen genommen erst in das Fort Varignano und dann nach Caprera gebracht und wohl bewacht.

Damit endete der Versuch der Patrioten, Rom zu erobern. Fast drei Jahre gingen ins Land: im Juli 1870 brach der deutsch-französische Krieg aus, und Napoleon III. zog die französischen Truppen aus Civita vecchia zurück. Am 20. September 1870 rückten hierauf italienische Soldaten, ohne Widerstand zu finden, in Rom ein. Am 1. Juli 1871 wurde die ewige Stadt der Sitz der Regierung und die Hauptstadt des Königreichs — es war Roma intangibile geworden!

Daß die Thatfache, den Schlußstein in das Gebäude nationaler Einheit zu setzen, nur dadurch möglich geworden war, daß Preußen den hartnäckigsten Gegner der Einverleibung Roms, den Kaiser Napoleon, völlig besiegte, hat Garibaldi, den phantastischen Republikaner, freilich nicht gehindert, in direktem Gegensatz zu den feurigen Versprechungen des Jahres 1867, mit seinen Freischaren Frankreich zu Hilfe zu eilen, ohne, wie bekannt, dabei kriegerische Vorbeeren zu pflücken.

Zur Beurteilung seiner Pläne im Jahre 1867 und seines Charakters trägt die von Bernhardi mitgeteilte Episode, die wir hier behandelt haben, wesentlich bei.

Riga

Ernst Seraphim



Hellenentum und Christentum

7. Lucian



änner, die wie Dio von Prusa durch philosophische Deutung den Glauben der Väter dem Volke zu erhalten und für die Sittlichkeit zu verwerthen suchten, erscheinen uns ehrwürdig. Aber so achtungswert ihre Anstrengungen sein mochten, diese waren an eine verlorne Sache verschwendet. Einer auf Mythologie gegründeten Religion ist die Grundlage in dem Augenblick entzogen, wo die Gebildeten des Volkes ihre Naivität einbüßen und zu kritisieren anfangen. Aus der Dichtung ins Begriffliche übersetzt ergiebt jeder Mythos, wie jedes Märchen und jede Fabel, reinen Unsinn, und reiner Unsinn kann niemals die Grundlage für die Religion eines denkenden Kulturvolks abgeben. Weil nach dem Erwachen des wissenschaftlichen Denkens der Unsinn klar zu Tage liegt, ist es kein Verdienst, ihn zu erkennen und zu verspotten, und hätte Lucian von Samosata, außer einigen andern Verdiensten, nicht das litterarische Verdienst, seinem Spott auf die armen, heruntergekommenen Griechengötter eine geistreiche und unterhaltende Form gegeben zu haben, so wäre er gar nicht der Erwähnung wert. Not-

Grenzboten II 1902

88